

Weise auch der Sohn! Denn der Vater liebt den Sohn und läßt Ihn Alles thun, was Er selber thut, und wird Ihn noch größere Werke, als diese (Wunder) sind, zeigen, daß Ihr euch verwundern werdet. Denn gleichwie der Vater die Toten erweckt und lebendig macht, so macht auch der Sohn lebendig, welche Er will. Ja, noch mehr! Der Vater richtet Niemanden, sondern Er hat das ganze Gericht dem Sohne übertragen, damit alle den Sohn ehren, wie Sie den Vater ehren. Wundert euch hierüber nicht! Denn es kommt die Stunde, in der Alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden. Und es werden hervorgehen, die Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des (verdammenden) Gerichtes" (Joh. 5, 19 ff.)

Und nun, lieber Leser, wiederhole ich: man lege diese Worte einem beliebigen Andern in den Mund und denke sich, man hörte sie zum ersten Male! Würde man wohl ihren Urheber für einen vernünftigen Menschen halten können? — So durste eben nur Einer reden, Er, der Einzige! So durste nur Jesus reden, der menschengewordene Sohn Gottes! —

Doch genug für heute über dieses Thema! Es erübrigt, mit ein paar Worten auf das große Glück hinzuweisen, dem eine große Pinderschaar nach längerem Harren und nach sorgfältiger Vorbereitung entgegengeht: mehrere tausend Kinder aus allen Piarreien der Stadt und ihrer nächsten Umgebung werden sich im Sakramente der Liebe vereinigen dürfen mit jenem Einzigen, der gesagt hat: „Mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise und Mein Blut ist wahrhaft ein Trank". — der gesagt hat: „Wer von diesem Brote isst, wird ewig leben!"

Die heiligen Bücher des Alten Bundes berichten, daß der König David einst stehen mußte vor seinem Sohne Absalon. Dieser gottvergeßene Sohn hatte sich mit einem großen Anhang verchworen gegen des königlichen Vaters Thron und Leben; allein sehr bald erreichte diesen gottlosen Sohn — zum warnenden Beispiele für alle Kinder — die strafende Gerechtigkeit Gottes. Wir verstehen den grausamen Schmerz eines Vaters, der vor dem eigenen Sohne stehen muß; allein was den Schmerz des frommen Königs besonders steigerte, war der Umstand, daß er nun fern sein mußte vom Heiligthume des Herrn und nicht mehr teilnehmen konnte an den gottesdienstlichen Opfern und Gebeten im Tempel des Herrn, und so ruft er in der Sehnsucht seines Herzens aus: „Wie der Hirsch verlangt nach frischen Wasserquellen, so verlangt meine Seele nach Dir, o Gott! Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem starken lebendigen Gott! . . ." Und wieder ruft er, vertrauend auf Jehovas gnädigen und mächtigen Schutze: „Sende Dein Licht und Deine Wahrheit, daß sie mich leiten und führen auf Deinen heiligen Berg (Sion) und in Deine Gezelte (den Tempel) — und ich werde hintrreten zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut." (Ps. 42).

Fürwahr, diese Worte dürften den glücklichen Kindern heute aus der Seele gesprochen sein: „Ich will hintrreten zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut!" Und nicht nur diese hochbegnadigten Kinder, auch die Eltern und Alle, die ihnen nahe stehen, werden wieder mit dem Psalmisten sagen: „und preisen werde ich Dich, o Gott, mein Gott!"

Frühlingskuren.

Von Dr. med. H. Roffen.

Licht.

Wie leben im Zeitalter des Lichts, des elektrischen Lichtes. Dieses dient nicht nur zur

Befuchtung, sondern wird auch selbst zu Heilzwecken benutzt. Man ist sogar schon so weit gekommen, durch die verschiedenen Lichtfarben zu heilen. So heilt man gewisse Krankheiten durch rotes Licht, andere durch grünes. Doch mit diesen Arten von Licht haben wir es hier nicht zu thun, sie sind Modesache, die schnell aufgetaucht ist und wahrscheinlich ebenso schnell wieder vergeht. Wir haben es hier nur mit dem Sonnenlichte zu thun, dessen Heilkraft nur viel zu wenig geschätzt, viel zu wenig benutzt wird. Gerade das Frühjahr mit seinen milden Sonnenstrahlen ist die beste Zeit, das Licht als Heilmittel, als Frühlingskur zu benutzen. Wer an Rheumatismus oder Gicht leidet, der setze sich mit dem schmerzenden Glied so oft es geht in die Sonne, lasse wenigstens eine Stunde lang die milde Sonne darauf scheinen, und er wird zu seiner Freude merken, wie wohlthuend, heilend und schmerzlinierend die Sonnenstrahlen sein können.

Wer Konvalescent ist oder an Nervosität leidet, der suche möglichst leicht bekleidet die Sonne auf, lasse sich sitzend ein bis zwei Stunden lang von der Sonne beschienen, und sehr bald wird er gekräftigt und beruhigt sein. Bei diesem Heilverfahren sind nur Kopf und Augen vor zu langer Sonnenwirkung zu schützen, also durch einen Hut mit breiter Krempe.

Die Lichtheilkünstler unserer Zeit thun gern so, als hätten sie die Heilkraft des Lichtes entdeckt. Aber schon im 18. Jahrhundert heilte der große deutsche Arzt Sufeland durch Licht, und der große französische Chemiker Lavoisier schrieb dem Lichte eine ebenso große Bedeutung für die Gesundheit zu als der reinen Luft.

Der Mensch gehört zu den Lichtgeschöpfen, er kann Finsternis auf die Dauer nicht ertragen. Das menschliche Gehirn ist ein Lichtorgan, welches nichts schläft und des Lichtreizes der Sonne bedarf, um wieder völlig zu erwachen. Menschen, die lange Zeit in dunklen Kammern gehalten werden, verkümmern an Körper und Geist. Viele Menschen sind schon durch zu lange, gewaltsame Lichtentziehung in dunklen Kerker wahnwitzig geworden.

Das Sonnenlicht nimmt den menschlichen Organismus zu größerer Nerventhätigkeit, zur höheren Reaktionskraft, zur freudigeren Seelenstimmung. Menschen, die den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tag machen, die leben naturwidrig und blühen es früher oder später durch schwere Leiden oder frühzeitigen Tod. Das Licht ist der unentbehrlichste Reiz für das Nervenleben. Menschen können ohne Licht ebenso wenig gedeihen wie die Pflanzen. Pflanzen ohne Licht kennen keine grüne Farbe, keine Blütenpracht, sondern bleiche, matte Farben. Bleich ist auch der Mensch, der zu viel in der Dunkelheit oder auch nur im Dämmerlicht lebt, und hätte er selbst die reinste Luft in seinen Kammern. Licht und Luft sind wie Zwillinge, sie müssen immer zusammen sein, wenn die Gesundheit stetig bleiben soll.

Die Sonne allein ist es, die uns das zum Leben und Gedeihen nötige Licht spendet. Mit dem Licht kommt auch die Wärme zur Erde nieder. Das Licht ist als die Urquelle des Lebens zu betrachten, indem sich unter seinem Einfluß aus den Pflanzen der Sauerstoff, auch Lebensluft genannt, entwickelt. Der Sauerstoff aber ist deshalb ein für das Leben unentbehrlicher Stoff, als nur durch ihn die Erneuerungsprozesse, die unser Leben unterhalten wird, zustande kommen. Das Sonnenlicht ist es, welches der Luft das Ozon verleiht, jenen Stoff, der die kranken Lungen heilt, der die Miasmen in der Luft tötet. So erklärt es sich auch, daß die moderne Heilkunst die schreckliche Lungenschwindsucht nicht mehr durch Arzneien, sondern nur durch Luft und Licht heilt. Besonders im Anfang der bösigen Krankheit ist diese Behandlung vom besten Erfolge begleitet.

Es ist längst bekannt, daß das Sonnenlicht, allein schon durch sein Dasein, den tierischen Stoffwechsel beschleunigt. Der jüngst verstorbene große Hygieniker Bettenkofer zu München hat die Thatsache festgestellt, daß die Menge der ausgehauchten Kohlenäure mit dem Lichte wächst, und daß sie ihre niedrigste Grenze in der Dunkelheit erreicht. Die Mästung gelingt daher besser im Dunkeln als im Sonnenschein, aber diese Art Mästung ist zu verwerfen, es ist eine Art krankhafter Fettbildung. Fleisch von Weidevieh ist dem solcher Masttiere vom gesundheitlichen Standpunkte aus vorzuziehen. Aber darauf wird meistens nicht geachtet, wenn das Fleisch nur zart ist, ist dem Gourmand die Hauptsache. Gesunde Lebensverrichtungen aber bedürfen und verlangen Licht. Es ist eine bekannte Sache, daß der Mensch bei Sonnenschein ein ganz anderer, fröhlicherer ist, als bei trübem Wetter.

Man spricht in der heutigen Zeit viel von elektrischer Behandlung und rühmt deren Erfolge. Diese elektrische Behandlung kann man billiger und besser haben durch die Sonnenstrahlen, besonders im Frühjahr. Im Sonnenstrahl ist Licht, Wärme und Elektrizität innig vereint, daher auch seine wunderbare Heilkraft.

Ganz besonders empfindlich reagiert der feindliche Organismus gegen das Licht. Das ist natürlich, es geht ihm wie der jungen Pflanze, die nach Licht und Wärme strebt. Ein Genesender erhält seine Kräfte schneller wieder, wenn er sich täglich von der Sonne kann beschienen lassen. Auch in einem sonnigen Zimmer erholen sich die Kranken weit schneller, als in einem dunkeln. Die Wohnung liegt daher am gesündesten nach Osten oder Süden.

Ein bekümmertes Gemüt wird durch nichts schneller und sicherer geheilt, gekräftigt und beruhigt, als durch einen Aufenthalt in sonniger Gegend oder durch eine Reise bei herrlichem Sonnenschein. Eine solche Reise verschiebt man aber nicht bis zur heißen Jahreszeit, die beginnt man an herrlichen Frühlingstagen.

Zum Glück für die leidende Menschheit findet der Aufenthalt im Waide bei schöner Jahreszeit immer mehr Anklang. Ganze Familien ziehen in die Wälder oder auf bewaldete Höhen, wie unser Vaterland deren so viele hat. Alle finden Erquickung für Körper und Geist in den düstigen Wäldern und kehren neugestärkt in die Heimat zurück.

Die Witwe.

Kulturgeschichtliche Studien von Oskar Wiener.

Eines der aussprechendsten Kapitel in der Menschheitsgeschichte, lehrreich durch den Schicksalswandel seiner Heldin, ist das Kapitel von der Witwe; die sittliche Höhe eines Volkes spiegelt sich darin und dessen Glaube. Überall reißt der Tod des Eheherrn sein Weib aus den gewohnten Lebenskreisen und überantwortet es einer dunklen Zukunft. Aber diese Zukunft ist nicht überall gleich furchtbar, denn welche eine Klust in der Auffassung ihrer Witwenpflicht trennt beispielsweise das deutsche Weib von der Juderin. Beide zeigen ja einen edlen Opfermut, doch während die eine in Not und Entbehrung ausharrt um ihren Kindern den heimgegangenen Vater zu ersetzen, überantwortet sich die andere juchzend den Flammen, um die Seele dem heimgegangenen Gatten zu einen.

Seltam und barock ist oft die Art, in der die Witwentrauer zum Ausdruck kommt. Auf Neu-Caledonien schwärzen sich die Witwen (wie Dr. Ploß in seiner „Geschichte des Weibes" erzählt) den ganzen Körper zum Zeichen eines tiefen Leides mit Ruß und mafen faustgroß mit Kalk weiße Thränen darauf. Bei manchen Indianerstämmen jammert das Weib, dem der Gatte starb, einen Monat lang an dessen offenem Grabe und darf ihr Haar nicht kämmen diese Zeit und sich nicht

schmücken. Wenn ein Sturzkrieger starb, versammelten sich noch in den sechziger Jahren der ganze Stamm im Kreise und die Witwe, die sich Arm und Beine mit einem scharfen Flintstein verschliff, ließ blutüberströmt und laut jammernd umher.

Ein wahres Martirium haben die Indianerwitwen in Britisch Columbia zu erleiden. Sie gelten als unrein und kein Jäger darf sich ihnen nähern; ihr Schatten darf auf Niemanden fallen, denn sie bringen Unglück. Die Trauernde darf auch aus keinem fremden Gefäß trinken und als Kopfkissen und als Lager dienen ihr Dornblasse.

Schauerlich war das Schicksal der Hindu-Witwen, bevor die indische Regierung mit strenger Hand diese dem Feuertode geweihte Geschöpfe zu schützen begann und noch heute kommen in abgelegenen Gegenden Witwenverbrennungen vor, trotz des englischen Strafgesetzes, daß alle Mitwirkenden „wegen Anreizung zum Morde“ mit schwerem Gefängnis bis zu zehn Jahren bestraft. — Auch in der nordischen Sage spielt das Witwenopfer schon eine Rolle. Heißt es doch in der Edda:

Schicklicher siege
Unsere Schwester Gudrun
Heut auf den Holzstoß
Mit dem Herrn und Gemahl,
Gäben ihr gute
Geister den Rat
Ober besäße sie
Unsern Sinn. —

Daß bei den Wilden Weiber und Sklaven dem abgetötenen Krieger oft mit ins Jenseits folgen müssen, ist bekannt. Bei den Bajuthos werden beispielsweise, nachdem die Leiche des verstorbenen Gatten begraben ist, dessen Witwen mit Knütteln auf dem Grabe totgeschlagen und wenn auf den Salomo-Inseln ein Häuptling stirbt, so werden seine Frauen während des Schlafes erwürgt, denn es würde für sie und das Gedächtnis des Verbliebenen eine Schande sein, etwa später Männer aus niedrigen Ständen zu heiraten.

Die männliche Selbstsucht, die noch über das Grab hinaus ihre Rechte nicht lassen will, hat das Heiratsverbot für die Witwen eingeführt. So ist es in Indien der Witwe, welche dem Gatten nicht freiwillig in den Tod gefolgt ist, auf das Strengste verboten, eine neue Ehe einzugehen. In Bombay mußten die Engländer die Schließung einer Mädchenschule gestatten, weil die Hauptlehrerin eine wieder-verheiratete Witwe war. (Dr. H. Bloß „das Weib“). Der Hindu Mādhowdas erklärt es sehr begreiflich, daß eine Witwe dem Tode und sogar dem durch eigene Hand den Vorzug gibt, vor dem Üben und verachteten Witwenstande: „Weder Bäcker noch Schlächter will ihr etwas liefern, kein Grundbesitzer will ihr eine Wohnung überlassen, kein Kutscher will sie fahren; wird sie krank, so will ihr kein Arzt beistehen; wenn sie stirbt, so nimmt keiner ihren unreinen Leichnam, um ihn zu verbrennen. Niemand will mit ihr reden, Niemand blickt sie an und ihre Verfolgung hat niemals ein Ende.“

Von den chinesischen Witwen erzählt Leopold Katscher: Es gehört keineswegs zum guten Ton, daß diese eine zweite Ehe eingehe und es kommt in den besseren Kreisen vielleicht nie vor, denn eine Dame von Rang würde sich durch Wiederverheiratung einer Strafe von achtzig Stockhieben anssehen. In den niederen Schichten der Gesellschaft jedoch vermählen sich sehr viele Witwen zum zweiten Mal; der Grund ist in der Regel ihre Armut. Für Witwen vom Lande gibt es in großen Städten Unterkunfts-Anstalten die in der Regel einer Heiratsvermittlerin gehören.

Traurig ist das Schicksal der Witwenschaft; verfolgt und gedemütigt und nicht selten mit dem Tode bedroht, hat das Weib, dem der Herr und Beschützer entrissen wurde, fast auf der ganzen Erde und selbst in den Zeiten höchster Kultur ein Martirium sondergleichen erdulden müssen. Grausam sind die Witwenpflichten und die Witwenrechte gering, aber

die ideale Auffassung der Ehe, die die Stellung der Hausfrau im Abendlande und zuvörderst die der deutschen Hausmutter zu einer so wahrhaft schönen und ehrenvollen gestaltet, wird mit dem Fortschreiten der Moral siegreich das finstere Geschick ihrer Schwestern in fernen Zonen bewältigen.

„Nicht satisfaktionsfähig!“

Von J. Haydn.

Draußen Erwachen der sprossenden Natur, übergossen von der lebenspendenden Sonne, hinter jenen hohen halbverhüllten Fenstern, durch die schlichtern ihre Strahlen dringen, der schwere Kampf des Allzerstörers mit einem jungen, gestern noch verblühenden Menschenleben.

Frühlings-Sonnenstrahlen, die das matte Haupt des Kranken umspielen, lassen dessen fahle Blässe noch erschreckender hervortreten. Leisen Schrittes eilt die gute, barmherzige Schwester zum Fenster, zieht die dunklen Blüschgardinen fester zusammen, — legt ihm frische Eisbeutel auf, neigt seine trockenen Lippen.

Die unheimliche Stille des weiten Gemaches wird nur von zeitweisem Aufstöhnen des Schwerverwundeten unterbrochen, der im Halbschlummer liegt.

Manchmal öffnen sich seine milden Augen, trifft sein starrer Blick den Vater, der verzweiflungsvoll an seinem Bette sitzt. — Er hatte die Schreckensbotschaft mitten im Vergnügungstrübel seiner Gäste erhalten, die zur Auersahnjagd auf sein Schloß gekommen waren. Alles im Stiche lassend, war er in die Residenz, in sein Stadthaus geeilt. — Was er hier hörte, war wieder die alte, — ewig neue Geschichte:

„Man heiratet den Einen und liebt den Andern!“

Sein Sohn war der „Ander“ gewesen und diesmal traf die Kugel des Gatten die Brust des Verräters.

Die wunderthätige Hand eines berühmten Chirurgen hatte das Projektil entfernt, jedoch das Leben des Sohnes schwebte noch in Todesgefahr!

So mußte er seinen Einzigen wiedersehen! Seine bewunderte Schönheit und Kraft zerstört, — vielleicht zum Krüppel geschossen!

Erzogen in den Traditionen seines Standes, hatte der Sohn ebenso mit dem Leben gespielt, wie er es einstens gethan.

Er selbst aber hatte so gewandt und kaltblütig die Waffen zu führen verstanden, daß er aus seinen vielen Duellen stets unverletzt hervorging.

Was ihm einst heldenmütig und ritterlich dünkte, — Angesichts dieses Jammers, beurteilte er es heute im Innersten seines Herzens anders.

Durfte sein Sohn als Offizier, dessen Leben doch dem Vaterlande gehörte, darüber verfügen? Ist es ritterlich das Glück, die Ehre eines Andern zu zerstören, — heldenmütig, seine Leidenschaft nicht beherrschen zu können? Und kann das Alles durch den Zufall eines Waffenganges reingewaschen werden?!

Der drohende Verlust des einzigen Kindes überzeugte ihn jetzt, — daß das Leben oftmals Schicksalsschläge bringt, deren Ertragen mehr Heldentum erfordert, als man vor dem Laufe einer Pistole nötig hat! Er fühlte, daß sein großer „Ehrentum“ vor diesem Unglück nicht Stand hielt. Und der einstige Held von so und so vielen Duellen, zitterte vor dem Ausspruch des Arztes, — der jetzt in das Zimmer trat.

Der feine Charakterkopf des berühmten Operateurs, in dessen blondem Varré Silberfäden aufleuchteten, neigte sich grüßend. Seine blauen milden Augen blickten erstaunt in das vergämte übernächtige Gesicht, des aus weiter Ferne herbeigeleiteten Vaters. Er sagte demselben in seiner Herz gewinnenden Art einige beruhigende Worte, trat sodann an das Krankenbett, legte mit Hilfe des

Krankenwärters selbst Hand an, gab ihm und der barmherzigen Schwester Verordnungen und stellte sein weiteres Erscheinen in einigen Stunden wieder in Aussicht.

Begleitet von dem Freiherrn betrat er dann das Vorzimmer und hier erfaßte dieser die Hand des Arztes.

„Freund, — Bruder, —“ rief er bewegt, „Dir verdanke ich, daß mein Sohn noch lebt! Deiner Hand ist die schwere Operation gelungen!“

„Ueber der Höhe ist aber Ihr Sohn noch nicht, Herr Baron,“ antwortete Dr. Feldheim, — „doch hoffen wir es — wenn ihm auch ein kleiner „Tölpel merks“ bleiben, es mit seiner Offiziers-Carrière vorbei sein wird!“

„Nicht das kalte „Sie“, hat der Freiherr — „erinnere Dich doch unserer Jugendfreundschaft, laß' das später Störende vergessen sein.“

Der Arzt lächelte ironisch.

„Hast Du denn vergessen, — daß Du Dich damals von dem im Verdacht der Freigeblichkeit Stehenden, am verächtlichsten abwandtest? Und gerade uns Beide verband die herzlichste Freundschaft! O, glaube mir, es gehörte wahrlich mehr moralischer Mut dazu, das Duell zurückzuweisen, als es anzunehmen — aber ich mußte so handeln!“

„Was — — Du mußtest — — ?!“ fragte verlüßt der Freiherr.

„Ja! Und das Barium will ich Dir nicht schuldig bleiben. Begleite mich, ich habe noch eine 1/2 Stunde Zeit, bis zur Ordinationsstunde im Krankenhaus. Rachen wir den Weg zusammen.“ —

* * *

Sie betraten die Straße.

Der Arzt ließ seinen Wagen wegfahren.

Durch die im frischen Grün, in knospendender Blütenpracht prangenden Anlagen schritten sie, über sich den blauen strahlenden Frühlingshimmel. Es war ein Tag so recht geschaffen, das Menschenherz über das Alltägliche zu erheben.

„Man fühlt sich heute ordentlich jünger“, begann Dr. Feldheim, — „so recht die Stimmung um von der Jugendzeit zu sprechen, wenn auch die meine nicht so rosig war, wie dieser Tag!“

„Das ist mir neu“, meinte der Edelmann, „mir schienst Du immer wie „Hans im Glück“. Selten noch sah ich solch harmonisches Familienleben wie das Eure, solche Gastfreundschaft! Und Du der Liebling Aller!“

„Siehst Du, deshalb begriff auch meine Mutter nicht, warum meine Kameraden zu jenen Östern unserem Hause fern blieben, denn merkwürdiger Weise, war die Duellaffaire lange Zeit den Meinen Geheimnis, obwohl sie sich in unserer Heimathstadt die Spagen auf dem Dache erzählten!“

„Ich blieb damals in der Residenz und in der Klinik, wo ich als Assistenzarzt thätig war, machte von meinem Urlaub keinen Gebrauch, denn es wäre mir peinlich gewesen, Euch zu begegnen! Ihr ahntet ja nicht, daß ich über mein Leben nicht mehr Herr war, das den Meinen im doppelten Sinne gehörte! Würde ich doch als Mediziner, daß das anscheinend harmlos beginnende Leiden meines Vaters unheilbar und einen raschen tödlichen Verlauf nehmen würde. Ich wußte auch, daß das Vermögen meiner Mutter durch Zahlungsschwierigkeiten ihres Bankhauses gefährdet. Die Zukunft meiner Schwestern, von welchen die zwei älteren schon in der Gesellschaft eingeführt, die zwei Jüngeren noch halbwüchsig waren, machte mir Sorge. Dazu stand mein Bruder gerade vor seinem Abiturium. Unter solchen Umständen sollte ich meinen Mut da zeigen, wo er Niemanden nützte?! Ich wußte, daß ich ihn nun besser zu gebrauchen, daß ich meine Ehre wo anders einzusetzen hätte! Und die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten!“

Das Unglück kam leise, langsam, aber sicher über uns.

Es umkreiste uns schon, als wir Studien-

genossen an jenen Weihnachtsfeiertagen zum letzten Male im großen Wohnzimmer meines Elternhauses an unserer Tafelrunde saßen. Das Unglück warf schon seine Schatten voraus, als mein Vater in jenem Winter, wie in jedem vorhergehenden, als erster Staatsbeamter der Kreisstadt, seine pflichtschuldigen Diner's und Bälle abhielt, meine Mutter die Honneurs machte. Wie oft trafen ihre angstvollen Blicke den Vater, wenn sie bemerkte, wie mühsam er sich in vorgerückter Stunde aufrecht erhalten konnte! Und wie peinlich wurde damals schon bei uns gerechnet, um das durch die thatächlich verlorenen Einkünfte meiner Mutter geschmälerte Budget, nicht zu übererschreiten.

Ein glänzendes Glend, — wie man zu sagen pflegt — herrschte bei uns.

Und da hinein sollte ich noch mehr Jammer bringen, mein Leben dem Zufall eines Duells preisgeben?

Dazu fehlte mir der Muth!

Aber um den Verlust Eurer Freundschaft, ja um Eure Verachtung zu ertragen, — dazu fand ich ihn wieder! War ich mir doch bewußt, sie nicht zu verdienen.

Und anstatt niedergedrückt zu werden, empfand ich nun etwas wie Lebensstolz.

Voll Schaffensfreude, voll Begeisterung für meinen Beruf, ging ich in ihm auf. Ohne Furcht sah ich dem Tod auf Schlachtfeldern, bei Epidemien in's Angesicht. Ich sehe ihm noch täglich in's Auge, ich kämpfe mit ihm und habe ihm schon manche frühzeitige Beute entrissen! — — — Als mein Vater starb, da stand ich schon auf eigenen Füßen. Mutter und Geschwister siedelten zu mir in die Hauptstadt über. Sie hatten an mir eine kräftige Stütze, — sonst wäre ja bei ihnen Schmalhaus Küchenmeister gewesen, — und meine Mutter sollte es auf ihre alten Tage gut haben!

„Du hast wahrlich das Herz auf dem rechten Fleck!“ sagte der Freiherr im Brustton der Ueberzeugung.

Und das, was er vorhin am Krankenbette des Sohnes überdacht, — der Unterschied zwischen wahrer und scheinbarer Ehre, kam ihm erst recht zum Bewußtsein. — — —

Sie waren in die Nähe des Krankenhauses gekommen. Von den Vorübergehenden ehrerbietig gegrüßt, ließen auch die Kinder auf den Arzt zu, ihm die Hand reichend.

„Wie populär und geliebt Du bist“, meinte der Freiherr.

„Aber doch nicht „satisfactionsfähig“, scherzte der berühmte Arzt.

Der Gutsherr von Sannebusch.

Von S. Palm.

Sannebusch verkauft! Die Nachricht machte ihre Runde weit im Umkreis. Am Wirtshausstisch, in allen Kaffeekränzchen, bei jeder Visite, die sich die Herren und Damen des Großgrundbesitzerkreises machten, sprach man von nichts anderem. Sannebusch verkauft, verkauft an irgend so einen Selbmademan, einen Bürgerlichen — einen Parvenü!

— — — Man war entrüstet; man machte Front gegen den Eindringling. O ja, man war sich dieses Mal ganz einig. Der neue Herr auf Sannebusch sollte sich zu früh eingebildet haben, sich in exklusiv-adelige Kreise einschmeicheln zu können. — — — Man panzerzte sich mit Indignation, mit allem feudalen Hochmut. Er sollte nur kommen, der Parvenü!

Und nun war er da. Die Kaltenhoffs hatten ihn mit seinem neuen Biererzug fahren sehen. Die Fächse waren tadellose Zucker gewesen, sie mußten ein Vermögen gekostet haben. Nun ja, der Amerikaner — er sollte übrigens ein Deutsch-Amerikaner sein — hatte es ja dazu; Gott allein mochte allerdings wissen, welchen Ursprungs dieser Reichtum war! Was wußte man denn von dem „Amerikaner“ anders, als daß er, noch halb Kind,

nach Amerika ausgewandert und dort zum Millionär geworden war?

Neugierig war man natürlich auf den Eindringling. Auf Kaltenhoff wurde der Salon nicht leer von Besuchern. Alle jungen Mädchen aus der Nachbarschaft erinnerten sich plötzlich ihrer Freundschaft für Milly und Gerhardine Kaltenhoff, die den Fremden ja gesehen hatten.

„Wie sieht er aus?“ „Wie alt ist er ungefähr?“ „Hat er nette Manieren?“ „Hat er Euch gegrüßt?“ So lauteten die Fragen ungefähr, mit denen die Zwillingsschwester bestürmt wurden.

Nein, gegrüßt hatte der „alte Hagestolz“ — denn daß der reiche Amerikaner unbeweibt war, wußte man längst und das erhöhte ja das allgemeine Interesse — nicht.

Also ungebildet! — Ein Plebejer! war das Urtheil.

Nun und das Neufere, sein Alter? Vielleicht vierzig; die Gestalt unterseht, blond, blauäugig, mit spitz zugeschnittenem Bart, dicke Plebejerhände, eine Adlernase.

„Im — — was sollte man da sagen? Man mußte doch selbst sehen. — — —“

Aber man sah ihn nicht. Auf Sannebusch Besuch zu machen, daran konnte man natürlich nicht denken und Herr Mayer — welcher ein vulgärer Name! — schien sich offenbar auch nicht gedungen zu fühlen, mit dem Austausch freundschaftlicher Besuche zu beginnen, wie's wohl passend gewesen wäre. — — —

Am meisten Glück hatten noch die Kaltenhoff'schen Zwillinge. Die waren Herrn Mayer zum zweiten Male begegnet; dieses Mal war er zu Fuß dahergekommen und sie waren stolz an ihm vorbeigeritten auf ihren Ponny's. Milly hatte sich sogar nach ihm umgeschaut und dabei — erröthend berichtete sie es — bemerkt, daß „dieser Mayer“ ihnen nachgesehen hatte — — — und das mit einem unerschämten moquanten Lächeln. Die Kaltenhoff'schen Mädchen behaupteten, jetzt aber ganz fertig mit dem frechen Menschen zu sein. In der Folge hatten sie auf alle Fragen nach dem Gutsherrn von Sannebusch nur ein Gleichgültigkeit markierendes Achselzucken oder die hochmüthige Entgegnung: man könne doch unmöglich auf jeden irgeliebigen des Weges kommenden Menschen achten.

In Wirklichkeit suchten die Zwillinge jede Gelegenheit zu erhaschen, dem „Grobian von einem Amerikaner“ zu begegnen und im ganzen Umkreis flüsterete man's sich zu, daß die Kaltenhoff'schen Ponny's eine Liebhaberei für Sannebusch's Terrain haben müßten, da sie sonst doch immer statt des jetzt beliebten Waldweges die Chaussee benützt hätten.

Dem Amerikaner selbst kam der Klatsch zu Ohren. Als ihm sein Inspektor davon berichtete, zuckte es ihm kaum merklich unter dem Schnurrbart; ein Achselzucken war außer den Worten „thörichtes Geschwätz!“ seine ganze Antwort.

Eines Tages aber geschah das Außergewöhnliche. Herr Mayer redete, den Kaltenhoff'schen Damen begegnend — er war gleichfalls zu Pferd — die über und über erröthenden Mädchen an, indem er, höflich den Hut ziehend, sich als Nachbar vorstellte.

Milly und Gerda gerieten später ernstlich in Streit, wen von ihnen der Gutsherr von Sannebusch zuerst begrüßt und angeredet habe. Aus dieser ersten Anknüpfung entspann sich ein täglicher Austausch von Höflichkeiten auf heimlichen Waldwegen. Pünktlich war die Zwillinge zur Stelle, pünktlich der Amerikaner.

Eines Tages aber kam Gerda allein. Milly war krank, die Arme — aber darum hatte Gerda doch den der Gesundheit so nötigen Morgenritt nicht versäumen dürfen, eine Ansicht, der Herr Mayer vollkommen zustimmte. Man ritt also diesen und noch zehn weitere Tagen zu Zweien durch den Wald, sprach vom Wetter, von Milly's Erkrankung, vom bevorstehenden Winter und trennte sich mit einem Händedruck — einen Tag wie jeden.

Mit den Herbststürmen aber brauste auch durchs Kaltenhoff'sche Herrenhaus ein Sturm, der sich dieses Mal aber direkt über Gerda's Haupt entlud. Eine gute Freundin hatte Gerda zwei Mal mit dem Amerikaner im Walde reiten und sprechen gesehen.

Herr und Frau von Kaltenhoff hielten ein strenges Examen ab, dessen Endresultat war der Verkauf beider Ponny's, denn Gerda hatte ihre Zwillingsschwester schuldig der Mitschuld geziehen als man sie und nicht auch Milly des Reitpferdverlustes bedrohte.

Das gab böse Tage in Kaltenhoff. Gerda bekam Stubenarrest. Milly war vor Aufregung wieder kränker geworden; zwei Aerzte gingen ein und aus. Die Zwillinge sprachen kein Wort miteinander. Herr von Kaltenhoff wettete und suchte, daß es eine Art hatte; drohte dem Kerl, dem Parvenü auf die Bude zu rücken und den Standpunkt, aber nachdrücklich, klar zu machen, was Gerda in Todesangst versetzte und sich mit Milly versöhnen ließ, was wiederum die gute Wirkung hatte, daß Milly überraschend schnell genas und zum alten Verhältnis voll Liebe und Eintracht zwischen den Schwestern führte.

Die Frau Mama jammerte, klagte das Schicksal an, das ihr so viel Mißthätigkeit ins Haus trug, das Gerda kompromittierte — dieser Parvenü!

Dem Parvenü war selbst nicht wohl. Durchgesiebert war natürlich allerlei. Ihm selbst hätte das wenig ausgemacht, aber die Mädels thaten ihm leid. Er bereute nun doch, seinen Besuch auf Kaltenhoff gemacht zu haben. Zu alledem kam, daß er den täglichen Anblick der frischgen Gestichter, nein, eines lieben lustigen, vermied. Jetzt, wo ihm das fehlte, merkte er erst, daß es ihm die schwarzhäufige Gerda angethan hatte. Milly's Erkrankung that ihm leid, aber mehr um seinetwillen, als Milly's wegen. Ohne diese Krankheit hätte man ihn nicht allein mit Gerda gesehen. Gott mochte wissen, was sich die Klatschbasen zusammentrasteten. Parbleu, der alte Kaltenhoff, den er so von Ansehen kannte, hatte ihn nenlich ganz rabiat gemustert. „Im — — ob er doch noch hinging und seine Visite machte? Aber es kam nicht dazu. Auf Kaltenhoff gab es eine Verlobung, eine etwas plötzliche, überraschende. Ein Better der Mama hatte sich mit einer der Kaltenhoff'schen Töchter verlobt. Frau Mama wußte nur noch nicht mit welcher. Man riet aber auf Gerda. Herrn Paul Nikolaus Mayer gab das einen gewaltigen Stich. Narr, den er gewesen war, das bischen Firten der Kleinen für bare Münze zu nehmen!“ „Alter Esel, der ich war!“ sagte er sich grimmig. Dann verreise er. Als er wiederkam, war auf Kaltenhoff bereits Hochzeit gewesen. Die kleine Milly war mit ihrem Man — nach dem Sünden abgedampft.

Also Milly nicht Gerda? Herr Nikolaus Mayer hätte fast trotz seines Emboupoint einen kleinen Luftsprung riskiert. Und dann factelte er auch nicht lange. Der Biererzug mußte vorfahren. Heidi ging's nach Kaltenhoff auf die Freite. Ein bischen sehr formlos war's ja und Herr von Kaltenhoff schien anfangs nicht zu wissen, ob er den Bewerber hinauswerfen oder auslachen sollte. Dann aber wählte er den goldenen Mittelweg. Er bat sich Bedenkzeit aus, entließ den Freier wohlwollend und beriet sich mit Frau und Tochter. Und Gerda's bittendes: „Ach Papa, ich habe ihn doch so lieb!“ gab den Ausschlag. Vielleicht auch das schöne Sannebusch.

Aussagen aus voriger Nummer:

Magisches Dreieck: Regen, Esau, Gad, Gu, R.
Portum wandlung: Louis Borha. — Lanze, Oftern, Uim, Jiser, Sonne, Babel, Ohr, Taube, Horn, Auster.